

Plan vorher alles wohl vorbereitet und wer konnte wissen, ob nicht auch die dringende Depesche an ihren Gatten nur ein Vorwand gewesen war, um ihn fortzulocken und den Weg zur Beraubung der Bank frei zu machen.

Ihr erster Impuls, das Fenster aufzureißen und um Hilfe zu rufen, wurde durch den Gedanken zurückgedrängt, daß sie damit wenig oder nichts erreichen werde, denn bis wirklich Hilfe nahte, konnten die Diebe ihre Beute fortgeschafft haben. Auch war voranzusehen, daß ihr Mann in große Angelegenheiten geraten werde, wenn es sich herausstellte, daß er sich zum Schaden der Bank durch eine fingierte Depesche hatte weglocken lassen.

Mit dieser Erkenntnis wuchs plötzlich ihr Mut. Sie dachte nicht mehr an ihre eigene Gefahr, sondern nur daran, ihren Gatten vor unangenehmen Folgen zu schützen und eine Beraubung der Bank zu verhindern.

„Weiberlist geht über Manneschlauheit“, sagt ein altes Wort, das sich noch immer bewahrheitet hat. Auch in Doras Köpfchen reifte rasch ein Plan, den sie mit erstaunlicher Kaltblütigkeit sofort ins Werk setzte.

Sie schlüpfte in einen Anzug ihres Mannes, setzte eine Reisemütze auf, malte sich mit Ruß einen Schnurrbart an und steckte einen geladenen Revolver zu sich.

Im hellen Tageslicht hätte sie wohl niemand mit dieser Vermummung getäuscht, allein im Dunkel der Nacht im flackernden Schein einer Diebeslaterne konnte sie recht gut für einen Mann gehalten werden. Als sie nach beendeter Verkleidung mit Hilfe eines Streichholzes einen prüfenden Blick in den Spiegel warf, fiel ihr ein Phonograph in die Augen, in den ihr Mann, der eine große Fertigkeit im Pfeifen besaß, wiederholt scherzweise hineingepfiffen hatte.

Blitzschnell kam ihr eine gute Idee. Sie setzte die Walze in Bewegung und gleich darauf ertönte aus dem Kasten eine gepfiffene Opernmelodie.

Der jüngere Einbrecher, der in den oberen Räumen Wache halten sollte, blieb auf halbem Wege erschrocken stehen, als er das laute Pfeifen vernahm. Sein Schrecken verdoppelte sich aber beim Anblick der Männergestalt, die ihm mit blinkendem Revolver entgegenkam. Von Furcht ergriffen, drehte er um und rannte, seinen Kameraden völlig vergessend, blindlings zum Hause hinaus.

Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, eilte Dora die Treppe hinab zum Kassenzimmer, dessen Tür halb offen stand. Der zweite Einbrecher, der dort beschäftigt war, das Kassengewölbe zu öffnen, wandte den Kopf und Doras

vermummte Gestalt für seinen Spießgesellen haltend, fragte er halblaut: „Eh, der Patron ist wohl gar zu Hause? Wahrscheinlich den Zug versäumt? Er hat doch nichts gemerkt?“

„Weiß nicht“, flüsterte Dora mit verstellter Stimme. „Mein' aber, 's wär' besser, wir machten uns davon.“

Der Ältere lachte höhnisch. „Man sieht, daß Ihr 'n Neuling seid. Lauft immerhin fort und wenn er Euch verfolgt, so führt ihn nur recht in die Irre. Derweil besorg' ich hier das Geschäftchen; werd' nachher ehrlich mit Euch teilen.“

So sprechend, schlüpfte er in das Kassengewölbe, dessen Türe er anlehnte, nachdem er das Licht ausgelöscht hatte.

Mit einem Satz stand Dora im Zimmer und stemmte sich mit aller Kraft gegen die Türe, die freischend ins Schloß fiel, wodurch ein Entrinnen des eingesperrten Diebes unmöglich wurde.

Die Bank war gerettet!

Nun die Spannung ihrer Nerven nachließ, wich auch Doras Mut; sie eilte ans Fenster und rief so lange um Hilfe, bis die aus dem Schlaf geweckten Nachbarn herbeieilten und den Einbrecher dingfest machten.

Am folgenden Morgen hatte Bertram in Berlin eine sehr ungemütliche Unterredung mit dem Direktor seiner Bank, der ihm erklärte, er habe ihn gar nicht telegraphisch berufen.

„Sie sind jedenfalls das Opfer einer geriebenen Gaunerbande geworden, die einen Einbruch plante“, äußerte der Chef bestimmt. „Wie können Sie so leichtgläubig sein? Mußten doch wissen, daß wir Ihnen, falls wir Sie persönlich zu sprechen wünschten, einen Stellvertreter geschickt hätten. Wer sollte denn während Ihrer Abwesenheit die Bank versorgen?“

„Meine Frau hätte das wohl für einen Tag übernehmen können“, stotterte Bertram völlig niedergeschmettert.

„Ihre Frau?“ wiederholte der Direktor in sarkastischem Tone. „Wie kann man die Bank einem Weibe anvertrauen? Was hätte Ihre Frau genutzt, wenn wirklich eine Beraubung geplant war?“

Als der Direktor jedoch am nächsten Tag einen genauen Bericht über den durch Doras Geistesgegenwart glücklich vereitelten Einbruch erhielt, änderte er seine Meinung über die Frauen, insbesondere über Bertrams Gattin, deren mutiges Verhalten ihm so außerordentlich gefiel, daß er zum Lohn dafür ihren Mann auf einen weit besseren Posten berief.



Der Friedhof von Bapaume.

Wir mußten hinaus aus der Stadt Bapaume,
Geballt die Fäuste und Schritt für Schritt,
Und der Himmel verhängte den blauen Dom
Mit grauen Fahnen und weinte mit.

Und die Stätte des Friedens, wo Kreuz und Stein
Von Treue und Pflicht unsrer Toten sprach,
Verklärte der Sonne mattgoldener Schein,
Der mühsam die bleigrauen Wolken durchbrach.

Ein Jahr lang währte der wilde Kampf,
Und wieder rückten wir ein in Bapaume,
Und durch die Schwaden von Rauch und Dampf
Brach sieghaft der Sonne lichtgoldener Strom.

Doch jene Stätte, wo Kreuz und Stein
Von Treue und Pflicht unsrer Toten sprach . . .
— Starr stiert unser Blick — es kann doch nicht sein? —
Die Stätte des Friedens ein Feld der Schmach!!

Die Kreuze zerbrochen von ruchloser Faust,
Die Steinpyramiden gestürzt und zerstört,
Die Kränze und Blumen zerrissen, zerzaust,
Die Namen besudelt, die Toten entehrt.

Wir standen stumm auf dem Friedhof Bapaume,
Geballt die Fäuste und gefesselt den Schritt.
Und der Himmel verhängte den blauen Dom
Mit grauen Fahnen und weinte mit.

Ad. Braun, Wiesbaden.



Die namenlose Briefe.

Von Hermann Kienzl, Berlin.

(Nachdruck verboten.)

Der „anonyme Brief“ hat unter anständigen Menschen einen Geruch von Asafötida, zu deutsch: Teufelsdreck. Er ist der Mut des Feiglings, die heilige Waffe des Bravo. So wie er in neunhundertneunund-

neunzig von tausend Fällen den Typus darstellt: geschrieben mit verstellter Handschrift (heute hilft die unpersönliche Schreibmaschine), lieblich gemischt aus Rache, Schmähsucht, Gemeinheit. Auf ein Mehr oder Minder dieser Ingre-

dienzen, auf den besondern Tatsachengehalt des anonymen Schmähbriefes kommt es gar nicht an; der eine ist genau so viel wert wie der andere. Wer Kränkungen oder Beleidigungen ausstößt, ohne die Verantwortung für sein Tun zu übernehmen, kann selbstverständlich nicht kränken und beleidigen. Ihm fehlt dazu die sittliche Legitimation. Deshalb fangen Leute, die etwas auf sich halten, jeden Brief von hinten zu lesen an. Fehlt die Unterschrift oder verrät ein Deckname den Buschklepper, so fliegt das Schmierakulum ungelesen in den Papierkorb. Ubrigens: wenn das nicht gelingt, was liegt daran? Nur einer, der nicht viel klüger ist als der verlarvte Held, kann sich über anonyme Briefe ärgern.

Es gibt in allen irdischen Dingen Unterschiede. Wir erleben es häufig, daß auch vernünftige Leute Polizei und Gericht gegen die Schreiber anonymen Briefe ausbieten. Ob sie, die sich von nichtiger Nichtswürdigkeit herausfordern lassen, nicht damit ihrer eigenen Würde zu nahe treten, vermag der Außenstehende nicht immer zutreffend zu beurteilen. Es kann nämlich sein, daß zwar der Feigling und fallenen gleichgültig wären, jedoch bestimmte Indiskretionen oder verleumderische Verdrehungen von Tatsachen sein Interesse beanspruchen. Dann käme etwa das Individuum, das durch seine Kampfweise das Recht auf persönliche Beachtung verwirkt hat, nur als Mittelglied bestehender Intrigen und Ohrenbläserien in Betracht. Die dumme Wespe, die zu stechen meinte, ermöglicht es vielleicht dem Opfer des Klatsches, das verborgene Wespennest auszuheben, ehe ihm die Heimlichen einen wirklichen Schaden zugefügt haben. Nicht jeder freilich ist in der Lage und willens, in heißen, privaten Angelegenheiten die öffentlichen Gerichte anzurufen; und nur das Kastenglück gewährt hier und da bequemere Mittel. Man erinnert sich, wie vor etwas mehr als einem Jahrzehnt die Berliner Hofgesellschaft durch Machtspruch gegen anonyme Stecher geschützt wurde; wobei freilich, wie das wohl vorkommt, die sehr hohe Nemesis den Unrechten traf.

Die reinste Kristallisation des Muechelbriefes stellt das Billetdoux dar, das zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten in Paris beliebt war. Es enthielt keine Grobschlächtigkeiten, es unterschied sich nicht in Form und Inhalt von den zärtlichen Rosabriefchen, die zwischen schlanken Kavaliern und zierlichen Dämchen flatterten. Wer ließ sich nicht gerne zum holden Stelldichein locken? Doch der arme Ritter, der den Duft dieser Seilen einatmete, konnte bestenfalls als Geist dort erscheinen, wo er Fleisch und Blut zu ergötzen hoffte. Kaum hatte er gelesen, so fiel er um — mausetot. Die Chemie des siebzehnten Jahrhunderts war nicht imstande, das geheimnisvolle Gift zu entdecken, das aus diesen wahren Lettres de cachet wehte, und die Polizei entdeckte die anonymen Schreiber nicht; oder suchte sie nicht, weil sie sie zu finden fürchtete. — E. T. A. Hoffmann hat die geschichtliche Wahrheit in einer Novelle zur Dichtung — und Otto Ludwig aus der Novelle ein Drama gemacht.

Der Roman und das Theater sind bevorzugte Tummelplätze der anonymen Briefe. Um nur ein klassisches Beispiel herauszuarbeiten: Schillers „Don Carlos“ wäre vor der dramatischen Verwicklung zu Ende, wenn die Prinzessin Eboli die Einladung zum Schäferstündchen mit ihrem Namen unterschrieben hätte. Man möchte im allgemeinen den Herren Dichtern empfehlen, mit dem Requisit des anonymen Briefes etwas sparsamer umzugehen! Nicht bloß deshalb, weil das technische Verlegenheitsmittel allmählich schon recht abgebraucht worden ist; hauptsächlich vielmehr, weil die Masse der Erscheinungen dem lieben Publikum eine schiefe Vorstellung von dem allenthalben Üblichen gibt und böse Instinkte zur Nachahmung angeeifert werden. Allerdings: in der Dichtung zumal ist auch der anonyme Brief von der anderen Gattung, der holde und der edle, heimisch. Da flüstert in namenlosen Zeilen schüchterne Liebe, die nicht den Schleier zu lüften wagt. Da flattert dem von Gefahr Bedrohten mit einem Zettel, dessen Her-

kunft er nicht errät, die rettende Warnung vor die Füße. Da kündigt der geheimnisvolle Befreier sich an.

Nicht ganz enträt die nüchterne Wirklichkeit der guten Geister, die ihren Namen verschweigen. Gerne setzt sich echte Wohltätigkeit, jene, die nicht auf eitlen Lohn spekuliert, die Tarnkappe auf. Von Hilfeleistungen, die für den Helfer gefährlich waren und ihn zum Infognito veranlaßten, weiß die Weltgeschichte manches zu erzählen. Noch häufiger bleibt Knabe Amor anonym. Im Anfang der Begebenheiten wenigstens. Mussel führte in Jahren einen Briefwechsel mit der „unbekanntem Geliebten“. Gottfried August Bürger bot dem „Schwabenmädchen“ Herz und Hand an, ehe er wußte, daß dieses Unglück seiner letzten Tage den Namen Elise Hahn trug.

Vom anonymen Brief zum anonymen Zeitungsartikel oder Buch ist der Schritt nicht weit. Die literarische Moral steht heute auf dem Standpunkt, daß es im allgemeinen Pflicht jedes Autors ist, für seine Meinung und sein Urteil persönlich einzustehen, und besonders dann, wenn er Angriffe gegen andere Personen unternimmt; es wäre denn, daß Rücksichten der Selbsterhaltung, jedoch Rücksichten, die nur eine gute Sache auferlegen darf, den Verleger oder Redakteur bestimmen, die Verantwortung ungeteilt zu übernehmen. Doch selbst in solchem Falle bewirkt Anonymität eine Minderung des Schwergewichts. Daß der Verfasser der berühmten „Junius-Briefe“ (1769—1772), dieser die Staatseinrichtungen und den Thron Englands erschütternden Zeitungsartikel, seinen Namen verhüllte, mag man begreifen, seit Macaulay erforscht hat, daß er (Sir Philipp Francis) ein Unterbeamter des Kriegsministeriums gewesen ist; die Verteidiger der gottgewollten Abhängigkeiten wären jedoch vor einem Gegner mit offenem Visier in noch üblerer Lage gewesen. Eine Zeitslang, um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts, herrschte in der deutschen Literatur geradezu eine Epidemie anonymen Privatbriefes und Pamphlets. Auch die Besten taten manchesmal mit; und da man nicht einmal Goethe, den Verfasser von „Pater Brey“ und „Götter, Helden und Wieland“, mit der Zumutung verschonte, anonyme Spottdichtungen geschrieben zu haben — und in diesem Vorwurf auch nichts Ehrenkränkendes erblickte, steckte doch ein bißchen Heuchelei hinter dem Scherben-gericht, das über Kogebues „Doktor Bahrdt mit der eisernen Stirn“ gehalten wurde. Indessen — so wenig diese öffentliche n Spässe und Bosheiten ohne Unterschrift mit der Krypto-Insamie anonymen Privatbriefe verglichen werden können: ein reinlicherer Geschmack würde ihresgleichen heute nicht mehr dulden.

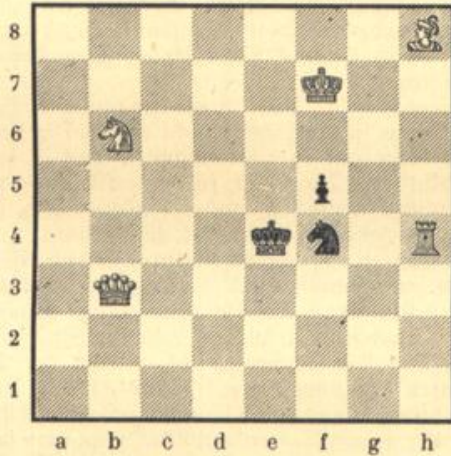
Der „anonyme Brief“ im landsläufigen Sinn ist nicht der namenlose Gehilfe des Wohltäters oder Liebenden; ist nicht der deckende Schanzgraben eines politischen Kämpfers; ist vielmehr der schmutzige Absud eines albernen und gemeinen Gehirns. Mildernde Gründe mag man geltend machen vor der Erscheinung, daß in neunzig von hundert Fällen eifersüchtige oder sonst verliebte Nachbarinnen das Tintenfaß zu solchem Werk mißbrauchen. — Auch werden Theater- und Kunstkritiker besonders gerne mit Stinkbomben ohne Adresse des Absenders bedacht. Man sagt: Künstler hätten kindliche Seelen. . . . Doch selten taugt in seiner Kunst etwas, wer als Mensch ein Nichts ist! Daß die Ausdehnung der Seuche in umgekehrtem Verhältnis steht zur Größe der Stadt, will die Erfahrung wissen. Gegen die damit ausgesprochene sittliche Rückständigkeit der Kleinstadt spricht aber eine andere Wahrnehmung: daß nämlich bestimmte Orte, darunter auch recht stattliche, als Rein- kulturen der anonymen Bazillen in Betracht kommen. Vom Charakter einer Bevölkerung scheint ihr Reinlichkeits- bedürfnis abzuhängen. Wie man dem Abel am wirksamsten begegnet? Nicht gerade mit dem Büttel. Der Papierkorb sei das Hochgericht! Wo es aber einmal nötig, ein anonymes Lämpchen ausfindig zu machen, so genügt es, seinen Namen zu nennen. Die anständigen Menschen rücken dann ihre Stühle von ihm ab.

Spiele und Rätsel.

Schach.

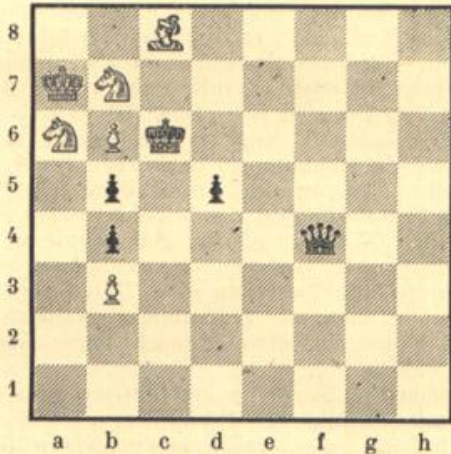
Alle für diese Rubrik bestimmten Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatts zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Verantwortlich R. Wedesweiler.

15. H. v. Gottschalk.



Matt in 3 Zügen.

16. J. Bruski.



Matt in 2 Zügen.

Der Dreizüger des bekannten deutschen Problemmeisters hat zwar nur ein Hauptspiel, das aber durch seine Feinheit für die fehlenden Abspiele entschädigt; der Zweizüger bringt eine hübsche Idee scharf zum Ausdruck.

Partie Nr. 3. Abgelehntes Königsgambit.

Weiß: R. Schwarz: K. Schirm.

1. e2—e4, e7—e5; 2. f2—f4, Lf8—c5; 3. Sg1—f3, d7—d6; 4. c2—c3, Sg8—f6; 5. f4×e5, d6×e5; 6. Sf3×e5, 0—0; 7. d2—d3 (besser war d4), Tf8—e8; 8. Se5—f3, Sf6×e4; 9. d3×e4?, Lc5—f2†; 10. Ke1—e2, Te8×e4†. Aufgeben.

Partie Nr. 4. Unregelmäßig.

Weiß: J. A. Leonard (ohne beide Türme).
Schwarz: J. Leonard.

1. d2—d4, d7—d6; 2. c2—c4, e7—e5; 3. e2—e3, c7—c5; 4. d4—d5, Sg8—f6; 5. Sb1—c3, Lc8—g4; 6. f2—f3, Lg4—h5; 7. Sc3—b5, Sf6—e4; 8. Dd1—a4, Se4—f6; 9. Sb5—d6††, Ke8—e7; 10. Sd6—f5#. —

Lösungen zu Nr. 8, 9, 10 sandten noch rechtzeitig ein Schwartz-Fulda, Ludwig-Wiesbaden.

Auflösungen.

Nr. 11: 1. Dd2, K×c5, e5; 2. De3, c3†
Nr. 12: 1., Ld4—g1!, nun droht Dh2#, und diese Drohung ist nur mit Verlust der Dame oder des Turmes zu decken. — „Ein wahres Kolumbusei!“
Lösungen sandten ein: A. Dl., F. S., H. St., Unteroffizier Schw., sämtlich hier.

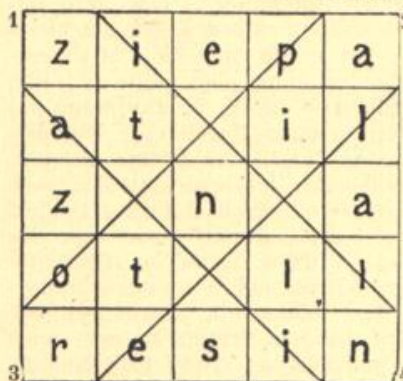
Bilderrätsel.



Anogramme.

Der Adler — immer engere Kreise ziehend über dem —
Der Feuerschein des brennenden Rom beleuchtete —
mit — geschmücktes Haupt.
An Stelle der Striche sind Wörter zu setzen, welche die gleichen Buchstaben aber in anderer Anordnung aufweisen.

Bandrätsel.



Die Buchstaben in der Figur sind derart umzustellen, daß die Seitenbänder und die beiden Diagonalen Wörter von folgender Bedeutung ergeben:
1—2 Gewebe, 1—3 Gebirge, 3—4 Kurort, 2—4 biblischer Ort, 2—3 preuß. Minister, 1—4 Kampfplatz.

Buchstabenrätsel.

5 6 7 1 2 3 4 soll stets sein willkommen mir,
1 2 3 4 5 6 7 ist ein Ort den viele lieben,
Die sich nach der Arbeit Plage
Wünschen schöne Ruhetage.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 9.

Silbenversteckrätsel: Dem Reinen ist alles rein. — Magisches Quadrat: Meta, Esau, Talg, Auge. — Zusatzrätsel: Rom, Aroma.